

Nr. 222. Bromberg, den 26. September 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.

24. Fortsetzung.) ———

„Doch, Rudolf, du hast schon etwas gelernt."

„Mir ist nit danach. Wenn ich darüber nachdenke, dann meine ich, ich komme als derselbe Lehrjunge wieder, als der ich fortgelaufen bin."

Da lachte Minna Korn herzlich. „Rudolf, der Lehrjunge lernt zuerst sein Handwerkszeug gebrauchen, und das kannst du schon ganz gut. — Komm, ich bin ausgeruht, wir wollen doch noch ein bißchen unter die Leute gehn. Ich will mir ja auch ein neues Kleid kaufen."

Aufgeräumt und innerlich erleichtert, schritt sie neben dem Sohne her, plauderte, scherzte, erzählte vom Weizen auf den Angeräckern, von dem armen Ender, der letzte Woche wieder ein Schwein dem Schinder hatte geben müssen, von der Verteles Mutter, die den Mut nicht aufbringen könne, wirklich zu glauben, daß ihr Mariele einmal Hohlöfnerin werden solle.

So kamen sie mitten hinein in das Häusermeer, und der Zufall fügte es, daß sie durch die Straße gehen wollten, in der die Wernersche Bank lag.

Da hatte sich ein Menschenhaufe gesammelt, aus dem sich dann und wann einer wild gegen das eiserne Tor stemmte, durch das das Grundstück von der Straße abgeschlossen ward. Jetzt erst erwachte Rudolf völlig.

„Das ist die Bank", erläuterte er leise der Mutter.

„Und was wollen die vielen Leute?"

„Die haben ihr Geld verloren."

„Die sehen doch alle nit aus, als hätten sie Geld zu verlieren." Die Hohlöfnerin ließ die Augen prüfend über die erregten Menschen gehen. „Das sind doch alles kleine Leute."

Ein Schrei brandete aus der Menge auf. Mit geiferndem Munde redeten sie aufeinander ein, ballten die Fäuste, fluchten. Dazwischen einzelne, die an dem eisernen Zaune lehnten, das Gesicht zwischen zwei Stäbe preßten und mit verzweifelten Augen hinüber zu der schweren verschlossenen Tür starrten. Kein Wort des Mitleids mit dem Toten, wilde Anklagen gegen ihn und den Schwiegervater, der ihm nicht geholfen.

„Hat der Mann nit zwei Kinder gehabt?" wandte sich die Hohlöfnerin ernst fragend an einen, der ihr nahe stand. Im Handumdrehen hatte sich um die beiden Schönbacher ein Knäuel gebildet.

Die Fäuste fuchtelten der Bäuerin vor dem Gesicht. „Was gehn uns die Kinder an? Für die sorgt der Alte."

„Aber sie haben doch ihren Vater verloren", wandte die Hohlöfnerin ein.

„Und wir unser Geld!" Eine Speichelflocke flog ihr aus geiferndem Munde auf das Kleid.

„Warum habt ihr's ihm gegeben?"

„Weil er uns die hohen Zinsen versprochen hat!"

Furchtlos stand die Frau vor den Eisernden. „Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke und viele schädliche und törichte Lüste."

Sie sahen die entschlossene, ernste Frau betroffen an. Das Wort wirkte wie ein kalter Strahl, aber das Wasser war auf glühendes Eisen gefallen. Es zischte brodelnd auf. Fäuste ballten sich gegen die Frau. Da nahm Rudolf ihren Arm. „Komm, Mutter. — Platz, ihr Leute. Wir haben nit hierher gewollt. Mit der Bank haben wir nix zu tun. Wir hatten uns verlaufen."

Er drängte etliche beiseite und führte die Mutter in eine Seitenstraße.

Da stand die Bäuerin und sah ihm ernst in das Gesicht. „Rudolf, jetzt hab ich ihnen nit sagen können, daß die Frau und die Kinder mehr verloren haben als sie. Warum hast du das gemacht?"

„Weil wir nit in Schönbach sind, wo jeder Mensch die Hohlöfnerin ästimiert.

„Ich hätt mich nit gefürchtet."

„Laß gut sein, Mutter. Helfen kannst du nit. Warum willst du dich grob behandeln lassen?"

„Etlichen hätte ich doch helfen können. Sie haben Geld verloren. Jetzt wollen sie auch noch ihren Verstand einbüßen."

„Komm, Mutter, du wolltest dir ein neues Kleid kaufen."

„Ich denke nit dran, Rudolf, hab mehr wie genug Kleider daheim."

„So. Dann wollen wir Grete Frieders abholen. Es wird sachte Zeit."

„Du, die Frau ist meine Art. Wenn du nit das Mariele hättest, dann . . ."

„Müßte ich Grete Frieders heiraten?" Rudolf lachte. „Die wäre — zu gescheit für mich."

Da lächelte auch die Mutter. „Woher hat sie das eigentlich?"

Der Sohn zuckte die Schultern. „Das ist in der Stadt halt so. Wer lernen will, kann das. Grete Frieders ist ledigerweise immer mit anderen jungen Mädeln an den Sonnabenden und Sonntagen hinaus auf das Land gelaufen. Sie sind nit zum Tanzen gegangen. Einen Jugendverein haben sie es genannt, und was die eine nit gewußt hat, das hat die andere gewußt."

„So hat also eine die andere nit schlechter gemacht, wie gewöhnlich, sondern besser."

„Kann wohl sein, Mutter."

„Paßt das nit auch aufs Dorf?"

„Ich weiß nit. — Da sind wir bei Günthers. Grete Frieders muß gleich kommen." —

Als die Hohlöfnerin am anderen Tage wieder zurückfuhr, sah Rudolf dem Zuge lange nach.

Grete Frieders, die neben ihm stand, nahm ihn am Arm. „Kommen Sie, Rudolf. Denselben Weg fahren Sie auch noch einmal."

„Ja, Weihnachten das erste Mal, aber da komme ich wieder."

„Wollen's abwarten."

„Ich komme wieder!"

Grete Frieders lächelte. „Sie sind ein Dickkopf, Rudolf."

„Das hab ich von meinem Vater."

„Haben Sie die Stadt noch nicht satt?"

„Nein. Ich werde sie auch nit satt kriegen."

„Das ist recht, und ich will mir derweile überlegen, wie Sie die Winterabende so hinbringen können, daß Sie etwas davon haben."

„Damit bin ich einverstanden."

VIII.

Der Sommer verging. Heinrich Korn ward äußerlich wieder der alte. Er ging dann und wann in das Wirtshaus und plauderte, aber er neckte selten. Innerlich war der Mann in Not.

Seine Frau sah es mit tiefer Sorge. Sie war es nun, die kaum eine Gelegenheit zu heiterem Scherz vorübergehen ließ, und sie hatte sich das Mariele als Bundesgenossen geworben.

„Daß nur der Vater nit ins Sinnieren kommt", hatte sie ihr gesagt. „Lieber noch eine Dummheit, Mariele, als das Sinnieren. Tu, was du kannst, daß er lacht. Der Vater muß mit Lachen säen und ernten und mit frohem Gesicht aufstehen und sich niederlegen. Der Herrgott hat ihn zum Frohsein geschaffen. Nur wenn er das ist, geht ihm die Arbeit von der Hand und gedeiht ihm, was er anfängt. Mariele, der Mann stirbt uns, wenn er nit wieder lachen lernt."

Heinrich Korn lachte, aber es kam nicht aus dem Herzen herauf und hatte zumeist einen grimmigen Unterton. Seine Frau hatte nach ihrer Rückkehr aus der Stadt in dem Bericht, den sie ihrem Mann erstattet, klug alles vermeiden wollen, das ihn hätte belasten können, aber er hatte mit dem Herzen gehört und die feinen Schwingungen des anderen verstanden. Und wer brächte es fertig, jeden Fehler zu vermeiden, wenn das Herz vor sich selber auf der Lauer ist? Der Selbstmord des Bankiers, der Besuch bei Grete Frieders, das Zusammentreffen mit dem erregten Menschenhaufen vor der Bank, es waren Angelegenheiten gewesen, mit denen der Hohlöfner fertig wurde, ob er auch keine von ihnen mit einem Händeschütteln abtat.

Als aber die Frau in der Absicht, ihren Sohn zu erhöhen, und zu zeigen, wie weit er schon war, erzählte, daß Rudolf gesagt, er werde als derselbe Lehrling wiederkommen, als der er gegangen sei, während er doch in Wirklichkeit bereits sein Rüstzeug viel besser gebrauchen gelernt, als er meine, da hatte der Mann wohl das eine gehört, nicht aber das andere. Und das machte ihm Not. Rudolf glaubt, als derselbe Lehrling wiederzukommen, als der er gegangen ist? O weh! Er irrt. Als er ging, vertraute er sich selber. Wenn er wiederkommt, wird er das Selbstvertrauen verloren haben. Er kommt nicht als derselbe, er kommt als ein Ärmerer. Diese Armut wächst herauf aus bitteren Enttäuschungen. Die tun weh, machen schlaflose Nächte, lähmen die Kräfte. Alles kann der Mensch verlieren. Was soll aus ihm werden? Er sieht alles unter einem grauen Schleier. Wehe dem Bauern, der bei der Saat an kommenden Hagelschlag denkt. Der Sämann ist verloren, dem in dem Augenblicke, da ihm die Körner aus der Hand sinken, Hoffen nicht zum Glauben ward. Das Feld kann nur helle Bauernaugen brauchen. Rudolf hat sie gehabt, die weitauslangenden Augen, die in die Tiefe sehen, in der sich die Wurzeln nähren, und in die Höhe, aus der der Segen strömt. Schreibt der Bauer nicht dem Herrgott unmittelbar in die Hand? Das kann nur mit festen Fingern geschehen. Zitternde Finger schreiben eine krause Schrift, und die kann weder der Herrgott noch der Mensch lesen.

Heinrich Korn ward das Wort vom innerlich müden Lehrling nicht los. Hundert Ursachen fand er, zu sagen: „Er muß wieder her." Lauter äußere Gründe. Sie könnten nicht allein mit der Ernte fertig werden; wer sollte im Herbste ackern und das neue Saatbeet herrichten? Die eine Ursache, die ihn wie ein verhaltener Schrei bedrückte: „Die Stadt nimmt mir in meinem Jungen den Bauern!" verschwieg er, und seine kluge Frau brachte es nicht fertig, sie als Unterton zu hören.

Wohl ahnte sie Sorge, aber sie erachtete sie nicht als so groß, daß sie in ihr die Düsterkeit gerechtfertigt zu sehen vermocht hätte, die in stillen Stunden auf dem Manne lastete. Rudolf schrieb seltener als früher, aber seine Briefe waren zuversichtlich. Der Bauer las nicht, was auf den Zeilen stand, er las zwischen ihnen, und — er übertrieb.

Seine Frau redete ihm zu, in die Stadt zu fahren, und, wenn er dem Sohne eine ganz besondere Freude machen wolle, das Mariele mitzunehmen.

Heinrich Korn polterte in gemachtem Zorn dagegen: „Das könnte dem Ausreißer so passen, daß ihm sein alter Vater nachläuft! Und das Mädel mitnehmen? Du bist nit gescheit, Mutter! Ich bin der letzte, der dem Dorfe den Hanswurst macht!"

Und doch zog es den Mann zu dem Sohne, dem er in die Augen sehen wollte. Aber er fürchtete sich. Herrgott, wenn Rudolf, der, war er auch stets langsam und bedächtig gewesen, doch Leben und Arbeit immer mit festen Händen angefaßt hatte, als ein müder Mann vor ihm stand, dem die Bitterkeit allen Geschmack auf der Zunge verdarb! Er würde nichts sagen, aber, ein Angeklagter, würde der Hohlöfner vor seinem Richter stehen.

Heinrich Korn übertrieb. Was war zu machen? Er übersteigerte immer. — — —

Heiß durchmaß der Juli den ihm bestimmten Weg, heißer trat ihn der August an. Stiller ward es auf den reifenden Äckern, zu denen herüber die Berge grüßten. Die Halme wurden gelb, die Ähren schwer. „Morgen wollen wir anfangen zu schneiden," sagte der Hohlöfner ernst.

„Es steht eine gute Ernte draußen, Vater. Der Herrgott hat uns auch dies Jahr nit verlassen."

Eine gute Ernte? Der Hohlöfner wußte es lange und hätte in jedem andern ähnlichen Jahre lachend gesagt: „Ja, sie verlassen uns beide nit, der Herrgott und der gute Mist." Heuer sprach er stirnrunzelnd: „Da kann man noch gar nix sagen. Erst muß die Ernte in der Scheune sein, und dann muß man sehen, was sie beim Dreschen gibt."

Am selben Abend stand die Bäuerin vor Marie Berteles. „Mariele, halt beide Hände über den Vater!"

„Korns Mutter," sagte das Mariele traurig, „das tu ich, so sehr ich kann, aber — er zupft mich nit ein einzigmal mehr an den Zöpfen."

Es wurde im ganzen eine unfrohe Ernte. Meist hieß der Bauer das Mariele auf den Wagen steigen und laden. Das Mädchen hatte wahrlich flinke Hände, und der Wille, dem künftigen Schwiegervater Freude zu machen, erhöhte ihre Arbeitslust. Sie war nie so fleißig gewesen, aber sie tat dem Hohlöfner nit genug. Er gabelte wie wild. Als ob jeder Handgriff unter einem heißen Zorn geschähe, spießte er die Garben auf und warf sie auf den Wagen. Sie flogen wie Bälle, und Mariele Berteles hatte nur zwei Hände.

Da schrie sie der Bauer an: „Ihr habt nit arbeiten gelernt. Zimperlich seid ihr. Geh herunter vom Wagen. Ich hole die alte Norle (Leonore), die kann's besser wie du."

Die Tränen in des Mädchens Augen wollte er so wenig sehen wie das, daß ihr Gesicht allmählich seine frische Farbe verlor. Der bittende Blick aus Mädchenaugen machte ihm wohl Not, aber er erschlug sie mit seiner größeren.

Die hätte helfen können, und die gesehen hätte, wo und wie zu helfen war, die Bäuerin, war nicht mit auf dem Felde.

Es ging auf das Ende der Ernte zu. Die Leute vom Hohlofenhofe waren am Hafer. Selten war der so lang und schwer gewesen. Der Abend kam, das letzte Fuder war für heute geladen, das Mariele ließ sich am Wagenseil herab und — sank mit einem leisen Wehschrei auf die Stoppeln.

Heinrich Korn hatte eben die Pferde herumlenken wollen. Nun sprang er herzu, weil die Magd aufschrie: „Jesus, das Mariele!" Sie warf sich über das Mädchen, rüttelte sie, bat: „Mach doch die Augen auf, Mariele!" Das Mädchen lag bleich und still wie eine Gestorbene.

„Was ist?" fragte der Hohlöfner rauh.

„Sie ist weggeblieben." Und grollend setzte die Magd hinzu: „Ihr habt zuviel von ihr verlangt. Gerade als wenn sie ein Stück Vieh wäre."

„Was — hab — ich?" Es kam fremd und verwundert aus des Mannes Munde.

Da belferte die Magd los: „Ihr habt das freilich nit sehen wollen, wie sie von Kräften gekommen ist. Gegabelt habt ihr, daß sie zehn Hände hätte haben müssen."

Da fuhr der Bauer auf. „Halt das Maul!“ Und zu dem Knechte: „Fahr zu. Wir kommen nach.“

Er hob das Mädchen auf und bettete es auf die zur Seite liegenden Hafergarben. Dann neigte er sich über sie. Die Ohnmacht war tief und lang. „Mariele,“ rief der Bauer leise und nahm ihre kalte Hand. „Mariele.“ Sie regte sich nicht. Jetzt riß er ihre Hand an sich und suchte den Puls. Er fand ihn nicht. Da drückte er den Kopf auf die junge Brust. Er hörte den Herzschlag nicht. Tot? Ein Herzschlag infolge Überarbeitung? „Mariele!“ schrie der Bauer auf, daß es weit über die Felder schallte. Sein eigener Herzschlag setzte jetzt aus und raste hernach. Der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn. „Mariele!“ Da holte sie tief Atem, schlug die Augen auf, sah den Bauer an und lächelte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lexikon.

Groteske von Jo Hanns Rösler.

Max hat ein Wort nötig; er möchte wissen, wie man „Sympathie“ schreibt. Aber er hat kein Lexikon zu Hause.

Max sagt: „Ich bin ein freier Staatsbürger, und das genügt. Ich werde in die Staatsbibliothek gehen und dort im Lexikon nachsehen.“ — —

Max kommt in die Staatsbibliothek. Vor dem Tore mustert ihn mißtrauisch der Portier. „Wohin?“ — „In die Staatsbibliothek.“ — „Geradeaus. Mittelste Tür.“

Hinter der Tür steht schon wieder einer: „Schirme und Stöcke sind abzugeben.“

„Verzeihen Sie“, meint Max, „ich will nur auf einen Sprung — nur schnell etwas nachsehen — ich komme sofort zurück . . .“

„Schirme und Stöcke sind abzugeben. Hier ist Ihre Marke.“

Max gibt seinen Stock ab und geht durch die Halle. Hinter einer Säule schießt einer auf ihn zu. „Wohin?“ — „In die Staatsbibliothek.“ — „Da sind Sie. Was wollen Sie hier?“ — „Etwas nachsehen.“ — „Was nachsehen?“ — „Ein Wort im Lexikon.“ — „Also Sie wollen hier lesen?“ — „Ja.“ — „Lesesaal dritte Tür rechts.“

Max geht in den Lesesaal dritte Tür rechts. — —

„Ihren Ausweis?“ fragt der Mann am Eingang. — „Was für einen Ausweis?“ — „Ihre Lesekarte.“ — „Ich habe keine Lesekarte.“ — „Ohne Lesekarte dürfen Sie hier nicht herein. Lesekarten zweiter Stock, rechter Gang, Tür 39.“ — „Aber ich will doch nur ein Wort . . .“ — „Lesekarten zweiter Stock, rechter Gang, Tür 39.“

Max steigt in den zweiten Stock. — —

„Ich möchte eine Lesekarte haben.“ — „Für einen Monat? Für ein Jahr?“ — „Nein. Nur für einen Tag.“ — „Für wann?“ — „Für heute.“ — „Das geht nicht. Lesekarten werden nur vormittags von elf bis zwölf Uhr ausgestellt.“ — „So? Verzeihen Sie, aber warum ist dann dieses Bureau jetzt nachmittags geöffnet?“ — „Wir haben nicht geöffnet. Wir haben nur offen.“ — „Was ist da für ein Unterschied?“ — „Wenn jemand dringend eine Karte braucht.“ — „Ich brauche dringend eine Karte.“

„Dann müssen Sie einen Dringlichkeitsantrag stellen. Dem Antrag sind beizufügen Geburts- und Impfschein, Einwohnermeldeschein, letzte Steuerquittung, Trauschein der Eltern mit Vatersnamen der Mutter und ein Strafregisterauszug. Ferner ist anzugeben, warum und wozu Dringlichkeit vorliegt.“

„Aber, verehrter Herr“, wurde jetzt Max unruhig, „ich will doch nicht hier Ehrenmitglied werden! Ich will doch nur ein Wort im Lexikon nachsehen, ein einziges Wort!“

„Dann brauchen Sie keinen Leseschein.“

„Aber der Beamte im Lesesaal sagte, daß ich ohne Schein nicht in den Lesesaal darf.“

„Da hat er recht.“

„Aber —“

„Was wollen Sie denn im Lesesaal? Sie wollen doch nicht im Lexikon lesen, sondern nur nachsehen. Das können Sie auch ohne Leseschein im etymologischen Kabinett, erster Stock, Tür 22.“

Max stieg wieder in den ersten Stock.

„Kann ich ein Lexikon haben?“

„Da müssen Sie erst einen Antragschein unterschreiben.“

Max unterschreibt den Antragschein. Der Beamte stempelt darauf das Wort „Genehmigt“. — „Kann ich ein Lexikon haben?“ fragt Max nochmals.

„Ja. Wenden Sie sich an den Herrn gegenüber.“

Max wendet sich an den Herrn gegenüber. „Ich möchte ein Lexikon.“ — Der Beamte schiebt Max einen Zettel zu. „Schreiben Sie Ihre Wünsche auf den Bücherzettel.“

Max füllt den Bücherzettel aus. Schreibt: ein Lexikon. Max gibt den Zettel dem Beamten. Der Beamte gibt Max eine Nummer. „Ihre Nummer wird ausgerufen. Warten Sie da drüben.“

Max hat die Nummer 255. Der Beamte ruft gerade aus: „Nummern 83 bis 87.“

Nach zwanzig Minuten hört Max: „Nummer 253 bis 256.“ Max eilt zur Ausgabe. Erwartet sein Buch. Aber Max erhält nur seinen Zettel. Darauf steht: „Nähere Bezeichnung?“

„Wieso?“ steht Max dumm.

„Sie müssen angeben, was für ein Lexikon Sie wünschen. Wir haben hier das große Konversationslexikon, das kleine Konversationslexikon, das Glossarlexikon, das Onomastiklexikon, das Idiotiklexikon, das etymologische Lexikon, das Synonymenlexikon, dazu noch hunderte Fach-, Spezial- und Realwörterbücher. Der Nächste bitte.“

„Das ist mir zu hoch“, meint Max wütend, „ich will doch nur ein gewöhnliches Wörterbuch, weil ich nachsehen will, wie ein Wort geschrieben wird!“

„Dann genügt doch ein orthographisches Wörterbuch.“

„Freilich.“

Max gibt wieder einen Zettel ab und erhält diesmal die Nummer 888. Max muß wieder zwanzig Minuten warten. — Endlich erhält er sein Wörterbuch. Max macht sich auf die Suche. Nach dem Wort „Sympathie“. Endlich kommt er näher. Liest: „Symbol — Symmachie — Symmetrie — sympathetisch — Syrup — System.“ Max liest wieder zurück nach vorn. Von vorn nach hinten. Von hinten nach vorn. Das Wort „Sympathie“ ist nicht vorhanden.

„Hier stimmt etwas nicht“, trägt Max das Buch zurück, „hier fehlt etwas.“ — „Wieso?“ — „Das Wort Sympathie steht nicht darin.“ — „Zeigen Sie“, ist der Beamte gefällig, „das gibt es nicht — das ist doch ausgeschlossen — natürlich — hier fehlt ja ein ganzes Blatt.“

„So?“ sagt Max.

Der Beamte wird sachlich: „Wann haben Sie das Buch ausgeliehen?“ — „Das wissen Sie doch. Sie haben es mir doch selbst gegeben.“ „Ich weiß gar nichts. Ich arbeite nur nach Zettel und Nummer. Also wann haben Sie das Buch ausgeliehen?“ — „Vor zehn Minuten.“

„Dann müssen Sie den Band ersetzen. Beschädigungen müssen sofort bei Empfang gemeldet werden, sonst ist der Entleiher haftbar. Laut Paragraph 22 der Leseordnung. Widerspruch hat gar keinen Zweck, Herr, Sie haben sich selbst durch Unterschrift des Antragscheines den Bedingungen unterworfen. Wo kämen wir hin, wenn jeder Mensch sich aus jedem Buch eine Seite herausreißen wollte? Was würden Sie sagen, wenn Sie ein Buch erhalten und gerade jene Seite fehlt, die Sie interessiert?“

Max sagte gar nichts. Max wird rot und . . . handgreiflich. Max weiß nicht mehr, was geschah. Als er wieder zu sich kam, saß er im Gefängnis. Vor ihm stand ein Wärter: „Haben Sie einen Wunsch? Schreibmaterial? Bücher?“

Da sagte Max: „Ja. Geben Sie mir schnell, aber sehr schnell ein Lexikon, in dem das Wort Sympathie steht. Als freier Staatsbürger habe ich ein Dutzend Beamte um Erlaubnis fragen und mehrere Zettel unterschreiben müssen, wurde von Pontius zu Pilatus geschickt, mußte fünf Stunden warten, und dann habe ich es doch nicht bekommen. Jetzt bin ich kein freier Bürger mehr, jetzt sitze ich im Loch und möchte einmal wissen, wie lange es da dauert.“

Eine Minute später hielt Max das Lexikon in der Hand und las: „Sympathie — Mitempfindung, Mitfreude, unwillkürliche Teilnahme an Personen, Dingen oder Staatseinrichtungen.“

Herz, mein Herz, was soll das geben?

Ein angesehener Physiologe hat auf dem Ärztekongreß mit großem Eifer die Ansicht vertreten, daß die Bedeutung des Herzens für den menschlichen Organismus ungemein überschätzt wird und daß die wesentlichsten, dem Herzen zugeschriebenen Arbeiten von ganz anderen Organen des Körpers verrichtet würden.

Die Wissenschaft erweist es jetzt,
Wie falsch war, was ihr träumtet:
Das Herz — das Herz ward überschätzt,
Zuweilen auch verleumdet.
Das Herz, geheilt und aufgepullt,
Still klappernd wie 'ne Mühle,
Das Herz, das war an allem schuld
Und heizte die Gefühle.
War schuld an jedem Hochgefühl
Und schuld auch am Gelumpe
Und ist — sagt heut' der Arzt — nicht viel,
Viel mehr als eine Pumpe.

Wer gar zu früh und dumm gefreit
Zur schönen Zeit der Rosen,
Den hat in armes Lebensleid
Das blöde Herz gestoßen;
Und wer sich fühlte höhenwärts
Von Protektion getragen,
Der hatte meist ein schlechtes Herz
Und einen guten Magen.
Und alle schauten staunend nach
Dem, der als Sieger thronte,
Der zwar im Nu viel Herzen brach,
Jedoch das eigne schonte.

Es kam hinzu für's Menschenherz,
Dem Liebe süß entkeimte,
Daß sich seit altersher der „Schmerz"
So zwanglos darauf reimte.
Erledigt ist der Sang — was gilt's —,
Verstopft die Liederquelle,
Wenn plötzlich — sagen wir — die Milz
Tritt an des Herzens Stelle,
Und wenn der Liebe, Leid und Lust
Mit allbekannter Süße,
Statt in der stets gereimten „Brust",
Sitzt in der Zirbeldrüse.

Diogenes.

Das Inserat.

Fünftausendfünfhundertfünfundfünfzig Frauen fuhren Freitag früh in die Bäder. Fünftausendfünfhundertfünfundfünfzig frohe Ehemänner blieben Freitag früh freudestrahlend allein in Berlin zurück. Fünftausendfünfhundertfünfundfünfzig Abschiedsküsse wurden getauscht (manchmal doppelt, manchmal gar nicht), fünftausendfünfhundertfünfundfünfzig Frauenhände schoben sich „grüß-Gott-mach's-gut-und-schreibe-mal" in die biedere Rechte des Mannes, fünftausendfünfhundertfünfundfünfzig Bahnsteigkarten wurden erlöst an der Sperre zurückgegeben und fünftausendfünfhundertfünfundfünfzig stramme Strohwitwer betraten Freitag früh die Straßen von Berlin.

Freitag mittag erschien die Freitagmittagzeitung.

Auf der letzten Seite stand groß und dick:

„Strohwitwer! Eure Stunde ist gekommen! Eure Frauen sind in den Bädern. Der erste Abend ohne eure Frau naht! Ihr seid rasiert, frisiert, gepudert und gekämmt. Ihr seid geschniegelt, gestriegelt, gebügelt und gewaschen. Wozu? Weshalb? Warum? Und überhaupt?

Wir wissen, wo euch der Schuh drückt! Wir wissen, was ihr wollt! Wir wissen, was ihr braucht! Wozu lange laufen? Wozu lange suchen? Kommt schnell alle in die Ausstellungshalle D am Kaiserdamm. Dort lacht das Glück. Dort werdet ihr eure Frauen schnell vergessen. Dort findet ihr das, was ihr wollt, was ihr braucht, was ihr sucht. Kommt sofort! Jede Stunde ist wichtig, so lange eure Frau verreist ist."

Fünftausendfünfhundertfünfundfünfzig stramme Strohwitwer lasen das Inserat. Fünftausendfünfhundertfünfundfünfzig stramme Strohwitwer strichen sich den Bart. Fünftausendfünfhundertfünfundfünfzig stramme Strohwitwer fuhren hinaus in die Ausstellungshalle D am Kaiserdamm.

Am Freitag abend um acht Uhr fuhr in schneller Fahrt ein Sanitätsauto nach dem Kaiserdamm. Die Ausstellungshalle D lag ruhig da. Kein Laut, kein Licht. Eine Tragbahre trug man durch die Tür.

Der Kranke hob müde den Kopf.

„Wie ist das alles gekommen?" fragte der Arzt.

„Ich weiß es selbst nicht", stöhnte der Kranke. „Immer mehr Männer kamen und schlugen auf mich ein, wohin sie mich gerade trafen."

„Aber warum?"

„Haben Sie das Inserat in der Mittagzeitung gelesen?" begann nach einer Weile der Kranke.

„Ja. Waren Sie da?"

„Leider."

Der Arzt rückte interessiert näher.

„Was war es eigentlich?"

„Nichts Besonderes", gestand der Kranke. „Ich bin Vertreter von elektrischen Kochgeräten und hatte hier draußen ausgestellt. Das ist doch das, wie ich inserierte, was der Strohwitwer braucht, wenn die Frau verreist ist. Ich konnte doch nicht annehmen . . ."

Jo Hanns Rösler.



Bunte Chronik



* **Die ideale Portierfrau.** Portierfrauen gelten meist nicht für ideal, und besonders in Paris hat die „Concierge" einen schlechten Ruf. Unzählige Male ist sie von den großen Karikaturisten verspottet, von den Dichtern geschildert worden. Man wirft ihr vor, daß sie die Skandalchronik des ganzen Hauses ist, Briefe nicht abgibt, wenn sie nicht genügend „geschmiert" wird, und nachts die heimkehrenden Bewohner ungebührlich lange warten läßt. Trotzdem hat man sich bisher noch kaum um die Verbesserung dieses Typus gekümmert, bis jetzt ein Geschäftsmann plötzlich ein Ideal der Portierfrau aufgestellt hat. Nach einem Bericht des „Paris Midi" entließ der Leiter einer großen Firma seine Concierge wegen mangelnder „Eleganz", und er verlangt nun von den Bewerberinnen um den Posten die Erfüllung folgender vier Eigenschaften: 1. Sie muß verheiratet sein, am besten mit einem Polizisten. 2. Sie muß jung sein. 3. Sie muß bereit sein, eine gültige Erklärung abzugeben, daß sie keine Kinder hat und niemals welche annehmen wird. 4. Sie muß ein ärztliches Zeugnis vorweisen, daß sie niemals Mutter werden kann. Diese Ansprüche erscheinen aber dem Blatt als zu weitgehend, und man erklärt es für unmoralisch, von einer jungen Frau, die noch zudem mit einem Polizisten verheiratet ist, zu verlangen, daß sie keine Kinder bekomme.

* **Die Magenbürste.** Eine große Rolle in der Heilkunde des 17. und 18. Jahrhunderts spielte die Magenbürste, die angeblich dazu diente, den Magen von den darin angehäuften Unreinigkeiten zu säubern. Sie bestand aus einer etwa 10 Zentimeter langen, eirunden, aus zarten Bockshaaren gefertigten Bürste, die an einem doppeltgedrehten und mit Seide umwundenen Draht befestigt war. Dieses Instrument wurde von dem Bader oder Arzt durch den Schlund in den Magen des Leidenden geführt und darin so lange herumgedreht, bis Erbrechen erfolgte. Lange Zeit war das Mittel ein Geheimnis und wurde erst allgemein bekannt, als ein deutscher Minister auf der Reise nach Italien erkrankte und von Mönchen in einem Kloster durch Anwendung der Magenbürste wieder geheilt wurde. Noch im Jahre 1781 wurde die Magenbürste von Berlin aus als ein sehr wohltätiges, ein hohes Alter beförderndes Heilmittel von Ärzten zur fleißigen Anwendung empfohlen.

* **Eine seltsame Mode** herrscht noch heute in der Bretagne. Dort tragen die jungen Mädchen an ihren Miedern und Röcken goldene und silberne Litzen, die bei jeder die Mitgift bezeichnen, die sie zu erwarten hat. Jede goldene Litze gilt als tausend und jede silberne als hundert Frank, und die gesamte, auf diese hübsche Weise angegebene Mitgift wird vom Brautvater auch stets mit größter Gewissenhaftigkeit ausbezahlt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg